

---

**Ausschnitte aus dem Buch  
»Deutsche Kindheit in der Dobrudscha«  
von M. Monika Niermann**

**13. Kind und Sprache**

**13.1. Sprachzuwachs**

Der Sprachzuwachs in den Jahren der Kindheit war sehr unterschiedlich. In den meisten Familien wuchs das kleine Kind in einer Gruppe von Geschwistern auf, das heißt, wenn ein Kind etwa zwei Jahre alt war, war in der Familie bereits das nächste Kind unterwegs bzw. schon zur Welt gekommen. In diesen Fällen waren die älteren Geschwister oder aber die Großeltern die Ansprechpartner für das Kleinkind. In zahlreichen Bauersfamilien gab es Mägde, die die Arbeiten im Haus, im Garten, im Hof und teilweise auf dem Feld mit verrichteten. Häufig kam es vor, daß jüngere Dienstmädchen dann die Aufgabe von Kindermädchen übernahmen. Wenn die älteren Geschwister auf ihre jüngeren Geschwister aufpassen mußten, wurden die kleineren Geschwister mitgenommen zum Spielen aber auch zu den Tätigkeiten die die älteren Geschwister zu erledigen hatten. So waren die jüngeren Geschwister einfach immer dabei.

In den ersten Jahren erfuhren sie alles, was im Haus, auf dem Hof, bei den Tieren im Stall, abends vor der Straßenmauer und auf den Nachbarhöfen gesprochen und getan wurde. Sie waren dabei, wenn die Eltern und Geschwister sonntags in die Kirche gingen, sie wuchsen nach und nach hinein in einen Sprachalltag, in dem sich der Jahresablauf mit seinen Festen, familiären Anlässen und den Tätigkeiten in Haus, Hof, Feld und Dorf widerspiegeln. Die älteren Geschwister fühlten sich häufig eingeengt durch die Aufgabe, ihre jüngeren Geschwister den ganzen Tag über beaufsichtigen zu müssen. „Ja, ich hätte gern mit den anderen mitwollen, aber da war mein Bruder da, und den mußte ich mitschleifen“ (Alida Käfer, Cogealac).

### 13.2. Zweisprachigkeit

Wenn in den Ortschaften, in denen die Dobrudschadeutschen Familien lebten, der Anteil der Dobrudschadeutschen sehr hoch war, wohnten und lebten die einzelnen Volksgruppen weitgehend unvermischt. So war es durchaus keine Seltenheit, daß Kinder, die mit sechs oder sieben Jahren in die rumänische Schule gehen mußten, außer ihrer Muttersprache Deutsch lediglich nur ein paar Wörter rumänisch beherrschten.

Der Unterricht in der rumänischen Schule wurde nur in der rumänischen Sprache erteilt. „Da durften wir ja nicht einmal Deutsch sprechen. Wir hatten ja eine sehr fanatische Lehrerin dabei, die hat uns sogar nachspioniert, wenn wir uns hinter die Toilettenhäuser zurückgezogen hatten, um dort zu sprechen. Dann gab es Prügel. Sie sagte immer zu uns, das sei eine rumänische Schule und da hätten wir rumänisch zu sprechen. Das war sehr hart“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

In einigen Dörfern gab es bereits rumänische Kindergärten. Die rumänischen Kindergärtnerinnen, die diese Kindergärten leiteten, sprachen mit den Kindern dort nur rumänisch. So konnten die Kinder der dobrudschadeutschen Familien, die den Kindergarten besuchten, bereits schon vor dem Schuleintritt die rumänische Sprache kennenlernen. Alida Käfer aus Cogevalac war erst drei Jahre alt, als sie zwei Jungen aus der Nachbarschaft, mit denen sie immer spielte, in den Kindergarten begleiten durfte und dann dort auch vormittags im Kindergarten blieb: „Wir drei haben das Rumänische schon lange gekonnt, weil wir doch mit den Rumänen groß geworden sind. Wir haben alle drei mit den Rumänen Deutsch und Rumänisch gelernt, deswegen war das für uns kein großer Unterschied, daß wir da in den rumänischen Kindergarten gekommen sind (Abb. 16). So wie Kinder eben untereinander sind, haben wir auch ein paar Brocken Türkisch, hier und da einen Brocken Bulgarisch mitbekommen. Tataren hatten wir keine im Dorf.“ Abb. 16

Aber auch in den Ortschaften, in denen es noch keinen rumänischen Kindergarten gab, hatten zahlreiche Kinder Gelegenheit, die rumänische Sprache bereits vor dem Schuleintritt kennenzulernen. „Weil wir nicht weit von Tulcea wohnten, sind wir immer samstags zum Markt gefahren, um Butter und Eier zu verkaufen. Dadurch lernte man auch Rumänisch. Wir hatten etliche Jahre rumänische Nachbarn, der Mann war Postbote. Die Familie war

sehr nett, die Frau ist sehr oft zu uns gekommen und bat um Hilfe, z.B. wenn sie etwas von einem Deutschen kaufen wollte, fragte sie nach dem deutschen Namen. Wir haben gerne Rumänisch gelernt, man brauchte es ja auch, weil man sich sonst nicht verständigen konnte. Die Rumänen konnten ja kein Deutsch. Wir haben mit Verkäufern, Kunden und auch auf dem Amt Rumänisch gesprochen, je nachdem, welcher Nation sie angehörten, die meisten waren Juden, aber die sprachen auch Rumänisch. Gespielt haben wir aber nur mit deutschen Kindern“ (Karoline Heim, Catalui).

### **13.3. Gesprochene Literatur**

#### **13.3.1. Sprichwörter, Verse und Gedichte**

Bei den dobrudschadeutschen Kindern waren viele Sprichwörter bekannt. Tagtäglich gab es Situationen im Alltag, zu denen die Erwachsenen ein Sprichwort parat hatten. So manches Sprichwort wirkte dann wie eine Belehrung oder auch ein Rat, den man sich sprichwörtlich hinter die Ohren schreiben konnte. Alwine Rösner aus Fachria erinnert sich daran, daß ihre Mutter viele Sprichwörter kannte. „Wenn jemand stürzte, den man nicht besonders gern mochte und man dann kurz darauf selber irgendwann stürzte, sagte meine Mutter immer: ‚Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein‘. Sie hat auch immer sehr viele Bibelsprüche gebraucht. Zum Beispiel: ‚Was der Mensch sät, wird er auch ernten‘ und ‚Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sehr fein‘. Ihre Sprüche verwandte sie oft als Erziehungsmethode.“ Verschiedene Eigenschaften, die man bei den Dobrukschadeutschen schätzte, gingen in diese Sprichwörter ein. Zu diesen Eigenschaften zählten z.B. Fleiß und Sparsamkeit. Alida Käfer aus Cogealac erinnert sich an ein Sprichwort aus ihrer Kinderzeit: „Morgenstund hat Gold im Mund, wer die verschläft, ist ein fauler Hund.“ Wenn Kinder sehr langsam waren, wenn sie am Tisch lange saßen und an ihrem Essen herumkauten, dann wurde z.B. folgender Spottvers gesprochen: „Es war e fauler Schlossergesell, der hat so langsam gefeilt“ (Anna Ternes, Caramurat). Eitelkeit und Hochnäsigkeit waren verpönt. Das suchten die Erwachsenen schon bei den kleinen Kindern zu unterbinden. Da hieß es dann: „Dumm und stolz wächst auf einem Holz“ oder: „Außen hui und innen pfui“. Wenn kleine Kinder sich gestoßen oder verletzt hatten und weinend bei den größeren Geschwistern oder den Erwachsenen Trost such-

ten, kannte man einige Verse. Zum Beispiel: „Heile, heile Wiebe1e, im Garte steht e Zwiebele“ oder „Heile, heile Katzedreck, bis morgen früh ist alles weg“. Es wurde dann über die schmerzende Stelle gepustet, und das half in den meisten Fällen. Unter den Kindern war auch eine Reihe von Spottversen bekannt. Jungen mit Namen Eduard wurde häufig der Vers nachgerufen: „Eduard Kartoffelsack, nimm mich mit nach Anschekrak“. Wer Michel oder Michael hieß, mußte sich den Spottvers häufig anhören: „Michelche, Strichelche, bruns ins Gackelche“. Gedichte für Kinder, die nur gesprochen und nicht gespielt wurden, gab es nur sehr wenige. Eines dieser Gedichte kennt noch Anna Ternes aus Caramurat: „Annsche Susannche, komm mit mir ins Gras.“ Die Kinder, die in den rumänischen Kindergarten gingen, lernten dort eine ganze Reihe von Gedichten, alle jedoch in rumänischer Sprache.

### **13.3.2. Märchen**

Der Alltag der Dobrudschadeutschen war ausgefüllt von Arbeit. Und doch fanden sich immer wieder Gelegenheiten, während bestimmter Arbeiten, so beim Handarbeiten, beim Essen zubereiten oder auch nach getaner Arbeit zusammensitzen und zu erzählen. Beim „Bobscheublade“, dem Entblättern der Maiskolben, abends nach getaner Arbeit, wenn Erwachsene und Kinder sich vor der Straßenmauer aufhielten, wie auch bei den Sonntagsbesuchen und an langen Winterabenden wurde viel erzählt. Und immer waren Kinder die begeisterten Zuhörer. „Meine Mutter hat uns meistens am Sonntag Märchen erzählt und da kamen auch noch andere Kinder dazu. Das war sehr schön. Abends wurden keine Märchen erzählt, da war der Vater zu Haus und dann ging es nicht, weil dann der Vetter Bastian die Zeitung vorgelesen bekommen haben wollte, und das mußte immer mein Vater machen“ (Anna Ternes, Caramurat).

Johanna Krauss aus Cobadin berichtet, daß sie abends häufig bei der Großmutter gesessen hat: „Meine Großmutter hat sehr schön gehäkelt, gestrickt und gestickt, so wie meine Mutter auch. Wir haben abends gesessen und gehandarbeitet und dabei wurden Märchen erzählt.“ In Cogealac haben abends Jungen und Mädchen zusammen gesessen und Märchen gehört: „Meistens waren wir bei meiner Tante und haben da so in einem Zimmer gehockt und zugehört. Grimms Märchen haben wir schon gekannt daheim“ (Alida Käfer).

Dorothea Menges aus Caramurat, die Mutter von Anna Ternes hatte die Märchen, die sie erzählte, alle im Kopf. So kam es, daß jedesmal dann, wenn ein Märchen wieder erzählt wurde, im Grunde genommen eine neue Geschichte daraus wurde: „Dehem hann mer de Märche ke Name gem, mir hann efach so angefang: ‚Ich will eich mol verzähle vom Daumenickelche.‘ Un geendt ham die Märche jedesmol mit: ‚Un jetz is es aus, dort laft die rot Maus.‘ Wenn wir als Kinder nit genug becomm hann vom Märche erzähle un die Mutter aber ke Zeit gehatt hod, uns weiter zu verzähle, hat die Mutter uns e Märche ohne End verzählt, un das ging so: Es ware emol e Mann und e Frau, die hann so gern die Ribbelsupp‘ gess. Soll ich’s verzähle?’ Und wenn wir Kinder ‚ja‘ gesaht hann, dann hat sie wieder von vorn angefang. Und dann hann mir gewiß, jetz geht’s nimmi weider“ (Anna Ternes, Caramurat).

In den dobrudschadeutschen Ansiedlungen gab es wahre Märchenerzähltalente. So wie in Caramurat weiß man auch von Malcoci, daß dort die Erzähler wetteiferten, wer die schönsten und die meisten Märchen erzählen konnte. Viele der mündlich überlieferten Erzählungen sind auf Grimmsche Grundmuster der Märchen zurückzuführen, sie sind jedoch nicht von einer erzählerischen Kunstform geprägt, sondern spiegeln in ihrer Erzählweise und in den Motiven das bäuerliche Leben wieder. Vereinzelt gab es schon Märchenbücher, aber daraus vorzulesen, war kaum üblich. Es waren Bücher, die in den begüterten Haushalten für die Kinder angeschafft wurden, die bereits selber lesen konnten (Gerlinde Stiller, Sofular).

### 13.3.3. Spuk- und Gruselgeschichten

Die Winternächte in der Dobrudscha waren lang und dunkel. Es gab nur Petroleumbeleuchtung in den Häusern. Außerhalb der Gebäude war der Mond die einzige nächtliche Beleuchtung. Wenn sich bei diesem Licht etwas bewegte, gab es oft unheimliche Schatten. Da brauchte es nicht viel an Erzählungen der Erwachsenen, daß die zuhörenden Kinder sich gruselten und an Spuk glaubten. „Als wir noch kleine Kinder waren, haben die großen uns immer Spukgeschichten erzählt. Der Vater hat dann da gesessen und uns solche Sachen erzählt. Wir saßen da und haben den Mund weit aufgesperrt vor Neugier. Für gewöhnlich wurden solche Geschichten abends erzählt, wenn es dunkel war. Das war unsere abendliche Unterhaltung. Das war bei den meisten Leuten so. Die alten Leute erzählten oft, daß, wenn einer sich das

Leben genommen hat, sein Geist immer spukt um die Zeit, wo er sich das Leben genommen hat“ (Adolf Lück, Cobadin).

Die Spukgeschichten wurden zumeist von den erwachsenen Männern erzählt. Es waren aber häufig auch die älteren Geschwister, die versuchten, ihren jüngeren Geschwistern durch Spukgeschichten Angst einzujagen. „Wir haben den Kindern auch Angst gemacht wenn sie nicht hören wollten. Das Tippelmännchen kommt, die Nachtgrapsch kommt und so, damit haben wir ihnen gut Angst gemacht. So hatte man das bereits mit uns gemacht, als wir klein waren, und wir haben große Angst gehabt. Wenn eins von den Kindern nicht schlafen wollte, haben sie gesagt, das Tippelmännchen kommt gleich und holt dich. Deshalb hatten wir als Kinder alle so viel Angst zu Hause. Das war schlimm mit den Tippelmännchen, die sind nachts gekommen. Die haben sich dann bei den Leuten, die im Bett lagen und schliefen, auf die Brust gesetzt und so gedrückt, daß die fast erstickt sind. Ich hab das zwar nicht geglaubt und mich hat auch nie ein Tippelmännchen gedrückt, aber Angst hatte ich trotzdem“ (Anna Ternes, Caramurat).

In den Spukgeschichten war häufig die Rede davon, daß der Geist von Verstorbenen, die nicht getauft waren und sich das Leben genommen hatten oder aber die nicht mit den Sterbesakramenten der Kirche versehen worden waren, keine Ruhe fände und in der Dunkelheit auf dem Friedhof, auf der Straße oder aber in den Häusern, in denen sie früher gewohnt hatten, herumgeisterte. Es gab wohl kein Kind, das diese Geschichten nicht glaubte oder keine Angst hatte. In Caramurat soll es Höfe gegeben haben, auf denen es immer spukte. An diesen Höfen rannten die Kinder immer besonders schnell vorbei, wenn es begann, dunkel zu werden. Auf einem dieser Höfe, das wußten die Kinder, hatten Türken gewohnt. „Weil die Türken ja nicht getauft sind, spuken sie nach ihrem Tod noch immer herum. Dann haben die Männer große Steine auf das Grab von dem Türken gelegt, damit seine Seele nicht rauskommt und der Spuk endlich ein Ende haben sollte“ (Anna Ternes, Caramurat).

Den Kindern wurden solche Spukgeschichten auch erzählt, um sie davon abzuhalten, sich der Dunkelheit außerhalb des Hauses aufzuhalten. In Caramurat konnte der Vetter Zachäus den Kindern besonders gut einen Schrecken einjagen. „Der Vetter Zachäus der hat meinem Bruder Toni immer solche Angst gemacht. Er hat zu ihm gesagt: ‚Weißt du was, bei dem Laffke,‘ das war

das Geschäft in unserem Dorf, ‚was dort für Gestalten in der Nacht sind. Da habe ich doch mal einen gesehen, der auf einer Sau geritten ist, er hat ohne Kopf oben drauf gehockt und die Sau ist gelaufen. Manchmal laufen da Tiere rum die sind halb Mensch, halb Tier und Gestalten und so Fratzen, so ähnlich wie Drachen.‘ Der hat dem Toni so eine Angst gemacht, daß der bis nach Hause genannt ist und auch später, als er schon großer Bub war, im Dunkeln nicht gern aus dem Haus ging“ (Anna Ternes).

Da die Kinder aus den Spukgeschichten der Erwachsenen immer wieder hörten, daß selbst die Erwachsenen sich fürchteten, konnten sie ihre Angst nur schwerlich abbauen. Hinzu kam, daß es sich auch nicht vermeiden ließ, im Dunkeln das Haus verlassen zu müssen. „Die Toilette, die war ja hinten im Garten. Hinter den Ställen, da war so ein Holzhäuschen, wo man sich hinsetzen konnte. Und da mußten ja alle hin, bis auf die Alten und die kleinen Kinder, die hatten Nachttöpfe“ (Anna Ternes, Caramurat). „Wenn man in der Dunkelheit in den Keller oder auf den Dachboden geschickt wurde, um etwas zu holen, hat man sich vor Angst fast in die Hose gemacht“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Besonders mit der Adventszeit begann die Zeit der dunklen Nächte. „Wenn man in der Adventszeit von der Kirche kam, sagte man uns Kindern immer, es gäbe eine Sau, die ziehe die Jungen an. Ich habe es nie erlebt und habe es auch nicht glauben wollen. Dann wurde uns auch noch erzählt, daß meinem Onkel, wenn er von der Kirche kam, immer etwas nachgesprungen sei. Das war auch in der Adventszeit. Je schneller er lief, desto schneller ist ihm das Tier nachgekommen. Da hatte er Angst. Die ganze Nacht hatte ihn der Spuk verfolgt, als er am anderen Morgen aufgewacht ist und die Tür aufmacht und rausgehen will, lag da ein Schafsbock. Er hat da geschlafen. Der Bock war der Spuk gewesen. Der ist dem Onkel nur nachgelaufen, weil er sich verirrt hatte. Von einer Sau erzählte man uns auch, die sieben Junge hätte und den Leuten nachginge und spuke. Meine Mutter hat uns so erzogen, daß wir nicht an Spuk glauben. Sie sagte uns, es sei wohl etwas da, was einem Angst macht, aber alles fände eine natürliche Erklärung. So sind wir erzogen worden, nicht an den Spuk zu glauben. Bei meinem Bruder klappte das aber nicht, er blieb weiter abergläubisch“ (Alwine Rösner, Fach1ia).

### 13.3.4. Alltagserzählungen

In den meisten dobrudschadeutschen Familien war es üblich, daß dann, wenn Nachbarn, Bekannte, Verwandte oder auch fremde Leute zu Besuch kamen, die Kinder aus dem Raum geschickt wurden. „Wenn Besuch da war, mußten wir Kinder raus in die Küche, wir durften nicht dabeisein, wenn die Erwachsenen sich unterhalten haben“ (Viktoria Zielinski, Cogealia).

Den Kindern wurde damit aber deutlich gemacht, daß die Erwachsenen sich über etwas unterhielten, das sie vor den Kindern geheimhalten wollten. So kam es vor, daß die Kinder versuchten an der Tür zu horchen. „Ich mußte ja auch gleich verschwinden, aber manchmal hab ich so hinter der Tür ein bißchen gehorcht und mein Bett stand ja auch gleich im Nebenzimmer, das war ja alles so klein bei uns. Und wenn die nebenan so laut gesprochen haben da hat man das so mitgekriegt. Und wenn ich dann gehört habe, wenn da erzählt wurde aus der Zeit, wo die Russen und die Bolschewisten kamen und die Männer erschießen wollten, die nicht als Soldat dienen wollten, mußte ich immer heulen“ (Maria Tschernischow, Sofular). Es gab aber viele andere Gelegenheiten, wo die Kinder mit den Erwachsenen zusammen waren und die Kinder zuhören konnten, wenn die Erwachsenen Geschichten erzählten. „Abends haben wir immer gegessen und gehandarbeitet. Es wurde viel erzählt, auch viel von Morden. Wir durften auch nie ein Messer über Nacht auf dem Tisch liegenlassen. Meine Großmutter erzählte nämlich, daß mal ein Nachbar in der Nacht von einem Einbrecher erstochen wurde mit seine eigenen Messer“ (Johanna Krauss, Cobadin).

Vielfach waren es die Großeltern, die ihren Enkelkindern Geschichten aus ihrem Leben übermittelten. „Unser Großvater hat da gehockt und erzählt, über sein Leben, über die Ansiedlung, wie sie sich Erdlöcher gemacht haben usw. Das waren Tatsachen, und das hat er uns übermittelt. Er hat uns damit sagen wollen, wie sie angefangen haben, die Siedler in der Dobrudscha und meine Urgroßmutter, die hat auch erzählt, aber nicht so viel. Die hat mir erzählt, wenn sie Briefe von ihren Kindern aus Amerika bekam. Sie erzählte, daß sie in Bessarabien getauft und konfirmiert und auch bekehrt worden sind von den Baptisten. Das hat sie manchmal aus Wut gesagt, wenn sie mal wieder Schul- und Kirchengeld hat blechen müssen“ (Alida Käfer, Cogealac).



### 13.4. Gedruckte Literatur

Ausgesprochene Kinderliteratur für Kinder im Vorschulalter gab es nur in wenigen, begüterten Familien. „Von meiner Tante aus Murfatlar habe ich oft Bücher bekommen. Der Struwwelpeter war mein erstes Buch. Dann hatte ich noch eins über die Sternenkinder. Da wird erzählt, was die Sternenkinder an den Abenden machen, wenn sie zur Erde runterkommen. Das war auch schön groß geschrieben. Da konnte auch gleichzeitig lesen geübt werden“ (Gerlinde Stiller, Sofular). Überhaupt gab es Bücher nur in sehr wenigen Familien. Die Bücher gab es dann erst für die Kinder, wenn sie lesen konnten.

In den meisten Familien gab es jedoch die Bibel und manchmal einen Katechismus und eine Heiligenlegende. „Wir hatten eine ganz große, dicke Bibel, dann sind wir alle um den Tisch gesessen und die Mutter oder der Vater, die haben uns erklärt, haben uns die Bilder gezeigt und erklärt, was das alles zu bedeuten hat“ (Ella Horn, Agemler). Karoline Heim aus Catalui berichtet: „Bei meinem Großvater habe ich immer gern zugehört, wenn er aus der Bibel vorlas.“

Die meisten Kinder bekamen ein Buch erst dann in die Hand, wenn sie die rumänische Schule besuchten. Die Fibel und die anderen Unterrichtsbücher waren alle in rumänischer Sprache geschrieben. „In den Orten, in denen deutsche Kirchenschulen eingerichtet waren, gab es auch Fibeln in deutscher Sprache“ (Gerlinde Stiller, Sofular). Eine Beziehung zum Gedruckten, zum Buch und damit zum Lesen konnte bei den dobrudschadeutschen Kindern dergestalt kaum entwickelt werden.